



1926-10-08

Heinrich Federer

Blanche Kübeck

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19261008&seite=12&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Kübeck, Blanche, "Heinrich Federer" (1926). *Essays*. 583.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/583

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Heinrich Federer.

(Zum sechzigsten Geburtstag.)

Von **Blanche Kübeck.**

Die Wärme des Schweizer Pfarrhauses hat der Welt Dichter wie Jeremias Gotthelf und den jetzt in Zürich sein sechzigstes Wiegenfest begehenden bedeutenden Erzähler Heinrich *Federer* geschenkt. Schweizer von Geburt und, wie man fast hinzufügen möchte, von künstlerischer Gesinnung, ist er der großen Tradition der Schweizer Erzähler, Gotthelfs, Kellers und vor allem Conrad Ferdinand Meyers, in durchaus eigener Weise gefolgt. Die bedeutenden Schweizer des vorigen Jahrhunderts repräsentieren eine eigene, weit vorleuchtende Richtung: Wucht, Größe, Lebens- und Farbensglut zeichnen diese wundervolle Novellenkunst aus.

So wie die herben Trauben und süßen Pflaumen bei den Fenstern der niederen, vom Küchenfeuer erhellten Schweizerstube hereingrüssen, einen sich in diesen Dichtern Kraft und Milde.

Heinrich Federer bekannte sich durch die Macht seiner Erfindung, durch die Knappheit seiner Diktion, durch die herrliche Farbigkeit des plastischen Wortes als Erbe dieser Ahnherren der Schweizer Erzählungskunst. Aber in jener seltsamen Verbindung von Phantasie und Realismus den großen Schweizern verwandt, schlägt er doch ganz eigene Töne an. Er hat sich zu ganz eigenem Stil, dem Ausdruck einer ungewöhnlichen, tiefsten, menschlich und künstlerisch gleich sittlichen Persönlichkeit durchgerungen.

Die Schweizer Bergwelt baut sich über seinen Romangebilden auf, die Schicksale einfach geliebener, natürlich gewachsener Seelen, Zweifler, Gottsucher und Gotterkenner werden in kerniger und zugleich wie Bergquell durchsichtiger Sprache erzählt.

Er liebt nicht den ironischen Schnörkel gleich Gottfried Keller, er „donnert“ nicht, wie zuweilen der gewaltige Gotthelf; übermächtiges Liebesgefühl, umfangend alle Kreatur, von lächelnder Heiterkeit durchsonnt, ist es, das uns als Grundton aus allen Werken Federers entgegenklingt.

Oft greift er zum Wanderstab, wenn Mittelmeersonne jenseits des Gotthard lockt. Nicht so sehr den Bildern der Landschaft oder gar historischen Antiquitäten spürt er dabei nach. Seine Sehnsucht führt ihn aus der Kompliziertheit unserer Tage zu Urweltmenschen hin. Den Berglegenden, in manchen Gesängen des Volkes lebend, lauscht er bei rauchendem Herdfeuer, in tiefdunkler Nacht, jenen Geschichten, worin der Teufel in Blitz und Sonne kommt, der Himmel redet. Es zieht ihn zu den sibyllischen Gipfeln hinan, die „bald weiß wie Jubel, bald grau wie das Unglück“ ragen. . . .

Kaum einer hat die wilde Seele des Banditen ohne Sentimentalität und Romantik so glaubhaft dargestellt als er, der mit liebevollem Verstehen das Gute auch in dem Verworfenen sieht. Diese hungernden, stolzen, gesetzlosen Söhne der Berge mit den adeligen weißen Stirnen, den schmalen Rasen und den silbergrauen länglichen Augen, wie lebendig stehen sie hier vor uns. Die große schweigende Natureinsamkeit breitet sich in jenen Bergen sanft um ihn wie ein sternbesäter Mantel, die läuternde Einsamkeit, von der umfangen der Räuber Brigone im Gefängnis zu Liebe und Güte erwacht, und Sesto, der mit seinem Sohn in der Engelsburg eingeschossene Bandit, im Kerker sein Vaterherz entdeckt. Alles Leben wird ihm zu Wunder einer immer wieder staunend empfangenen Offenbarung des geheimnisvollen, stillen Naturwaltens.

Zu seiner ganzen Höhe aber wächst Federer, wenn er den Bauer seiner Heimat formt, der nach einen harten Leben einfach und groß im Sterben ist, den Gemeindegönig im Stickerdorf Lustigern, den achtzigjährigen, nüchtern-klugen Toggenburger Cornelius oder Pfarrer Carolus, den hünenhaften, heißblütigen Appenzeller, einen „Vulkan mit rötlichem Gipfelschein“. Oder wenn er Frauengestalten wie jene sonngebräunte, Kraft und Reinheit atmende Milli, die Jungfer Therese, eine Figur vom Schlage der Kellerschen Regula, und die Mätteliseppi zeichnet; wenn er in alle Winkel engherziger Dorfpolitik hineinleuchtet, alle diese von Werktagsmüdigkeit schweren, in ihren tiefsten Menschlichkeiten belauschten Volksgestalten vor uns hinstellt.

Da ist in einem Dorf ein Kampf entbrannt, den der weise Dorfälteste mit Klugheit und dörflicher Diplomatie zu schlichten unternimmt. Ein neuerungssüchtiger, jüngst in den Ort gekommener Lehrer will in seinem teutonischen Tatendrang das gotische Alphabet an Stelle der althergebrachten Lateinbuchstaben setzen und stiftet heillose Verwirrung, bis bei einem Volksfest silberne und goldene gotische und lateinische Lettern, einträchtig zueinandergesellt, gleichsam fröhliche Hochzeit feiern. Da wandern wir in kleinen Gassen, reich an alemannischen Heimlichkeiten, mit malerischem Gegiebel und einer herüberlugenden Kuppel. Wir blicken auf mondlichtumflossene winterliche Dörfchen hinab, zutraulich plätschert ein Brunnlein in einem verwinkelten Hof, Wiesen flüstern, bröckelndes Gemäuer ist lenzhaft überblüht, hellrote Osterfahnen wehen, das den frischen Hauch der Alpen birgt. Man atmet den eigentümlichen Duft weihrauchdurchzogener dämmernder Gänge, darin greife Bischöfe sich ergehen. Oder es begegnet uns jener schmachtige, elfenbeinweiße Kanzler, der mit einem dünnen Lächeln auf den eingefallenen Zügen mit erhobenem Finger mahnt: „*Distingue bene!*“

Und all dies ist von dem seidigen Gespinst einer wortschöpferischen Sprache umwoben, die in den satten Farben eines alten Illuministen schimmert und wieder wundersam schlicht und innig tönt. Es leuchten Sätze wie diese Schilderung des Dorfnachtwächers Prometheus in den „Lachweiler Geschichten“ auf, aus denen doch immer wieder die verstehende Güte des Dichters spricht: „Er heißt Andreas Marrele, trägt schwarze Hosen, eine geblümete Weste aus Perkal und einen Rock mit zu engen und kurzen Aermeln und mit einem so schmalen Schulterblatt, daß ich immer das Gefühl der Not und Bedrängnis hatte, wenn ich Andreas reden und dazu hantieren sah. . . . Man dachte, dieser Mann würde Großes leisten, wenn er nur eine weitere Jacke trüge.“

Gleich C. F. Meyer malt auch Federer italische Marmortürme, Domkuppeln und hohe Flußbrücken, unter denen breite Fluten glitzern, malt Straßenkämpfe im buntscheckigen Kostüm des Cinquecento, er, der mit so seelenhaften Strichen zeichnet und alle Lichter welthistorischen [Humors] um die Frührenaissancesfürsten Ludwig von Frankreich, [der] österreichischen Erzherzog Sigismund, um Lodovico il Moro, den Herzog von Mailand, funkeln und sprühen läßt. Näher doch rühren an sein Herz jene italienischen Dorfpfarrer, Kleinbürger und fröhlichen Bettler, Sindaci und Hirten, die er im Vollgenuß des Seins auf seinen hesperischen Wanderungen antraf.

Sixtus V., den felsenharten Papst mit den kieselgrauen Augen, hat Federer aus einer Art Stammverwandtschaft heraus mit besonderer Liebe geformt, diesen *Pontifice terribile*, in dem er zuletzt nur einen uralten Bauer sieht, dessen Stimme rauh wie Bergwasser oder wie Sturm erbrauste. Auf dem Sterbebette lernt Sixtus, der seinen Stiefbruder, den Banditen Sesto, begnadigt hatte, daß nicht der Geist und nicht die Gewalt, sondern nur die Gnade allein uns bleibt. Das Knistern der purpurnen Kardinalsschleppen und das Dröhnen der Ambassadorswagen verrinnt im Wesenlosen; aber

leuchtende Gipfel steigen aus wallenden Nebeln vor den brechenden Augen des Papstes, Gipfel, über die sich ein silberflimmernder Madonnenschleier legt.

Die Bedeutung dieser historischen Erzählungen Federers – die Leser werden sich seiner letzten, in der „Neuen Freien Presse“ erschienen Novelle „Agostino und Roberta“ erinnern – ist in ihrem glänzenden kulturellen Kolorit gelegen, in der Farbenpracht der Schilderung und des Geschilderten: die Renaissance selbst glüht und daraus entgegen.

Zuletzt ist es doch immer wieder das überstarke Heimatsgefühl, das Federers Dichten und Denken – seine kraftvollen Romangestaltungen „Berge und Menschen“, „Pilatus“ und seine historischen Novellen – als Dominante durchtönt – die nämliche Heimatliebe, die den verurteilten Sesto im Gefängnis den dürren Olivenzweig und die Erdscholle aus den armen, verwarlosten, aber freien Abruzzer, inbrünstig umklammern läßt. Und Firnenlust weht, wenn Federer die vielen blitzende herunterblicken, den ewigen Schneehäuptern vergleicht, die erschauern, wenn eine Schweizer Seele sich zum Göttlichen schwingt; denn das ist noch größer als sie. . . .

Heinrich Federer.

(Zum sechzigsten Geburtstag.)

Von Blanche Rübek.

Die Wärme des Schweizer Pfarrhauses hat der Welt Dichter wie Jeremias Gotthelf und den jetzt in Zürich sein sechzigstes Wiegenfest begehenden bedeutenden Erzähler Heinrich Federer geschenkt. Schweizer von Geburt und, wie man fast hinzufügen möchte, von künstlerischer Bestimmung, ist er der großen Tradition der Schweizer Erzähler, Gotthelfs, Kellers und vor allem Conrad Ferdinand Meyers, in durchaus eigener Weise gefolgt. Die bedeutenden Schweizer des vorigen Jahrhunderts repräsentieren eine eigene, weit vorleuchtende Richtung: Wucht, Größe, Lebens- und Farbhenglut zeichnen diese wundervolle Novellenkunst aus.

So wie die herben Trauben und süßen Pflaumen bei den Fenstern der niederen, vom Küchenfeuer erhellten Schweizerstube hereingrüssen, einen sich in diesen Dichtern Kraft und Milde.

Heinrich Federer bekannte sich durch die Macht seiner Erfindung, durch die Knappheit seiner Diktion, durch die herrliche Farbigeit des plastischen Wortes als Erbe dieser Ahnherren der Schweizer Erzählungskunst. Aber in jener seltsamen Verbindung von Phantasie und Realismus den großen Schweizern verwandt, schlägt er doch ganz eigene Töne an. Er hat sich zu ganz eigenem Stil, dem Ausdruck einer ungewöhnlichen, tiefen, menschlich und künstlerisch gleich sittlichen Persönlichkeit durchgerungen.

Die Schweizer Bergwelt baut sich über seinen Romangebildeten auf, die Schicksale einfach geliebener, natürlich gewachsener Seelen, Zweifler, Gottsucher und Gotterkänner werden in kerniger und zugleich wie Bergquell durchsichtiger Sprache erzählt.

Er liebt nicht den ironischen Schnörkel gleich Gottfried Keller, er „donnert“ nicht, wie zuweilen der gewaltige Gotthelf; übermächtiges Liebesgefühl, umfangend alle Kreatur, von lächelnder Heiterkeit durchionnt, ist es, das uns als Grundton aus allen Werken Federers entgegenklingt.

Oft greift er zum Wanderstab, wenn Mittelmeerjonne jenseits des Gotthard lockt. Nicht so sehr den Bildern der Landschaft oder gar historischen Antiquitäten spürt er dabei nach. Seine Sehnsucht führt ihn aus der Kompliziertheit unserer Tage zu Urveltmenschen hin. Den Berglegenden, in manchen Gesängen des Volkes lebend, lauscht er bei rauchendem Herdfeuer, in tiefdunkler Nacht, jenen Geschichten, worin der Teufel in Blitz und Sonne kommt, der Himmel redet. Es zieht ihn zu den sibyllischen Gipfeln hinan, die „bald weiß wie Jubel, bald grau wie das Unglück“ ragen. . . .

Kein einer hat die wilde Seele des Banditen ohne Sentimentalität und Romantik so glaubhaft dargestellt als er, der mit liebevollem Verstehen das Gute auch in dem Verworfenen sieht. Diese hungernden, stolzen, gefesselten Söhne der Berge mit den adeligen weißen Stirnen, den schmalen Nasen und den silbergrauen länglichen Augen, wie lebendig stehen sie hier vor uns. Die große schweigende Natureinsamkeit breitet sich in jenen Bergen sanft um ihn wie ein sternbesäter Mantel, die läuternde Einsamkeit, von der umfangen der Räuber Brigone im Gefängnis zu Liebe und Güte erwacht, und Sesto, der mit seinem Sohn in der Engelsburg eingeschlossene Bandit, im Kerker sein Vaterherz entdeckt. Alles Leben wird ihm zum Wunder einer immer wieder staunend empfängenen Offenbarung des geheimnisvollen, stillen Naturwaltens.

Zu seiner ganzen Höhe aber wächst Federer, wenn er den Bauer seiner Heimat formt, der nach einem harten Leben einfach und groß im Sterben ist, den Gemeindegönner im Stickerdorf Lustigern, den achtzigjährigen, nüchternklugen Toggenburger Cornelius oder Pfarrer Carolus, den hünenhaften, heißblütigen Appenzeller, einen „Bulhan mit weißem Gipselschein“. Oder wenn er Frauengestalten wie jene sonnigebräunte, Kraft und Reinheit atmende Milli, die Jungfer Therese, eine Figur vom Schlege der Kellerschen Regula, und die Mätteliseppi zeichnet: wenn er in alle Winkel engherziger Dorfpolitik hineinleuchtet, alle diese von Werktagsmüdigkeit schwerten, in ihren tiefsten Menschlichkeiten belauschten Volksgestalten vor uns hinstellt.

Da ist in einem Dorf ein Kampf entbrannt, den der weise Dorfsälteste mit Klugheit und dörflicher Diplomatie zu schlichten unternimmt. Ein neuerungssüchtiger, jüngst in den Ort gekommener Lehrer will in seinem teutonischen Eiferdrang das gotische Alphabet an Stelle der althergebrachten Lateinbuchstaben setzen und stiftet heillose Verwirrung, bis bei einem Volksfest silberne und goldene gotische und lateinische Lettern, einträchtig zweinandergesellt, gleichsam fröhliche Hochzeit feiern. Da wandern wir in kleinen Gassen, reich an alemannischen Heimlichkeiten, mit malerischem Giebel und einer herüberlugenden Kuppel. Wir blicken auf mondlichtumflossene winterliche Dörfchen hinab, zutraulich plätschert ein Brunnlein in einem verwinkelten Hof, Wiejen flüstern, bröckelndes Gemäuer ist lenzhast überblüht, hellrote Ostersfahnen wehen, im grauen Steingerölle verliert sich das grüne Flußwasser, das den frischen Hauch der Alpen birgt. Man atmet den eigentümlichen Duft weihrauchdurchzogener dämmernder Gänge, darin greise Bischöfe sich ergehen. Oder es begegnet uns jener schwächliche, elfenbeinweiße Kanzler, der mit einem dünnen Lächeln auf den eingefallenen Zügen mit erhobenem Finger mahnt: „Distingue bene!“

Und all dies ist von dem seidigen Geipinst einer wort-schöpferischen Sprache umwoben, die in den jatten Farben eines alten Aluministen schimmert und wieder wundersam

schlicht und innig tönt. Es leuchten Zähne wie diese Schilderung des Dorfnachwächters Promethens in den „Lachweiler Geschichten“ an, aus denen doch immer wieder die verheerende Güte des Dichters spricht: „Er heißt Andreas Marzale, trägt schwarze Hosen, eine geblumte Weste aus Perkal und einen Rock mit zu engen und kurzen Ärmeln und mit einem so schmalen Schulterblatt, daß ich immer das Gefühl der Not und Bedrängnis hatte, wenn ich Andreas reden und dazu hantieren sah. . . . Man dachte, dieser Mann würde Großes leisten, wenn er nur eine weitere Tacke trüge.“

Gleich C. F. Meyer malt auch Federer italienische Marmortürme, Domkuppeln und hohe Flußbrücken, unter denen breite Kluten glitzern, malt Straßenkämpfe im buntschneidigen Kostüm des Cinquecento, er, der mit so seelenhaften Strichen zeichnet und alle Lichter weltgeschichtlicher Größe um die Frührenaissancesürsten Ludwig von Frankreich, österreichischen Erzherzog Sigismund, um Lodovico il Moro, den Herzog von Mailand, funkeln und sprühen läßt. Näher doch rühren an sein Herz jene italienischen Dorfpfarrer, Kleinbürger und fröhlichen Bettler, Sordaci und Hirten, die er im Vollgenuß des Seins auf seinen heisterischen Wanderungen antraf.

Sixtus V., den felsenharten Papst mit den kieselgrauen Augen, hat Federer aus einer Art Stammverwandtschaft heraus mit besonderer Liebe geformt, diesen Pontifice terribile, in dem er zuletzt nur einen uralten Bauer sieht, dessen Stimme rauh wie Bergwasser oder wie Sturm erbrauste. Auf dem Sterbebette lernt Sixtus, der seinen Stiefbruder, den Banditen Sesto, beagnadigt hatte, daß nicht der Geist und nicht die Gewalt, sondern nur die Gnade allein uns bleibt. Das Knistern der purpurnen Kardinalschleppen und das Tröhnen der Ambassadorswagen verrinnt im Wesenlosen; aber leuchtende Gipfel steigen aus wallenden Nebeln vor den brechenden Augen des Papstes, Gipfel, über die sich ein silberflimmernder Madonnenjchleier legt.

Die Bedeutung dieser historischen Erzählungen Federers — die Leser werden sich seiner letzten, in der „Neuer Freien Presse“ erschienenen Novelle „Agostino und Roberta“ erinnern — ist in ihrem glänzenden kulturellen Kolorit gelegen, in der Farbenpracht der Schilderung und des Geschilderten: die Renaissance selbst glüht uns daraus entgegen.

Zuletzt ist es doch immer wieder das überstarke Heimatsgefühl, das Federers Dichten und Denken — seine kraftvollen Romangestaltungen „Berge und Menschen“, „Pilatus“ und seine historischen Novellen — als Dominante durchtönt — die nämliche Heimatliebe, die den verurteilten Sesto im Gefängnis den dürren Olivenzweig und die Erdscholle aus den armen, verwahrlosten, aber freien Abruzzer unbrünstig umklammern läßt. Und Firnenluft weht, wenn Federer die vielen blühenden, weißen Scheitel der Hirten, die hütend ins Schweizerland herunterblicken, den ewigen Schneehäuptern vergleicht, die erschauern, wenn eine Schweizer Seele sich zum Göttlichen schwingt: denn das ist noch größer als sie. . . .